

Wenn die weißen Gläser wehen

Das Art Déco des Warenhauses La Samaritaine war 1925 die Sensation von Paris. Angejährt, soll es nun einer ästhetischen Radikalkur unterzogen werden.

PARIS, im August Prismatische Glaserker, transparente Schneisen und geschwungene Balkone, die sich eindrucksvoll in die Höhe staffeln und das Ufer der Seine zwischen dem Louvre und dem Pont Neuf dominieren: Henri Sauvage hatte 1925 das berühmte Warenhaus La Samaritaine im Stil des Art Déco zu einem wirksamen Zeichen des städtischen Panoramas erweitert, das sich selbst gegen die intensiven Farben und schillernden Ornamente der Art-Nouveau-Fassaden seines Vorgängers Frantz Jourdain souverän behauptete.

Jourdain hatte auch die blau gestrichene Eisenkonstruktion der weiten Halle mit ihren umlaufenden Galerien und dem lichtflirrenden Glasdach geschaffen, die ebenso ein Magnet sind wie die berühmten Terrassen mit ihrem großartigen Blick auf die Stadt. Hinter dieser Pracht ahnt niemand das Sammelsurium verschiedenster Bauphasen, aus denen La Samaritaine seit 1886 allmählich zusammengewachsen war. Mit langem Atem hatte der Gründer Ernest Cognacq die zwischen der Rue de Rivoli und dem Quai gelegenen Parzellen allmählich erworben und zu einer Folge von Bauten und Höfen umgestaltet lassen. Im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts stattete sie Jourdain mit einheitlichen Fassaden aus, die auch Häuser des siebzehnten Jahrhunderts einbezogen. Doch 2005 drohte das Ende: Die Samaritaine wurde wegen Einsturzgefahr geschlossen – ein Lebenserv des Viertels war zerstört.

Im Mai dieses Jahres präsentierte der derzeitige Besitzer, der Luxusgüter-Magnat Louis Vuitton Moët Hennessy, ein auf-

wendiges Restaurierungs- und Umbauprojekt der japanischen Architekten Kazuyo Sejima und Ryue Nishizawa (Sanaa). Doch das Projekt der Pritzker-Preisträger von 2010 ist umstritten – 70 000 Quadratmeter umfassend, soll es 450 Millionen Euro kosten, mehr als jedes andere aktuelle Bauvorhaben in Paris.

Das Programm umfasst die Wiederherstellung eines Teils der Verkaufsflächen, hundert Sozialwohnungen, Büros, eine Kinderkrippe, Restaurants und Terrassen sowie ein Luxushotel mit achtzig Zimmern im Sauvage-Bau; dazu sollen Jourdain's schwebende Eisenkonstruktion und die Farbenpracht seiner Fassaden, die man in den dreißig Jahren weiß überfüncht hatte, wiederhergestellt werden.

Das Vorhaben soll dem Viertel Auftrieb geben, ja seine Wiederbelebung einleiten. Deshalb legen Sejima und Nishizawa Wert auf die wechselseitige Durchdringung von Bau und Umfeld: Eine verglaste Passage, deren Lichtfülle sich nach innen allmählich intensiviert, soll zum Durchqueren auffordern, zwei weiträumige Höfe mit transparenten Wänden sollen zum Verbleib einladen.

Die Architekten wollen den besonderen Charakter des Ensembles bewahren, aber ihnen liegt auch an einem neuen kontrastreichen Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Markantestes Zeichen dieser Neuerung wird eine gläserne Umhüllung zur Rue de Rivoli sein, die den prosaischen Fassadenaufbau im Stile Haussmanns ersetzen soll. Wer im Jahr 2014 vor ihr flaniert, wird sich kaum dem Eindruck der wogenden Glaslamellen entziehen können, deren teils transparente teils opake Flächen einander überlagern und die Grenzen zwischen innen und außen verwischen werden.

Auf einem im Juli veranstalteten Studientag in Paris gelang es allerdings den Architekten nicht, die Konstruktion der fließenden fünfundsiebzig Meter hohen Wand einleuchtend darzustellen. So fürchten nun nicht wenige, dass metallene Träger und Stützen den Reiz der Schwerelosigkeit beeinträchtigen werden. Bedenklich gibt es auch hinsichtlich des Verhältnisses der neuen Fassade zu ihrer Umgebung. Zwar sprechen die Architekten davon, dass die Elemente sorgfältig auf die Stockwerkskanten zugeschnitten und da-



Im Glasumhang: So soll, laut Computeranimation, das Kaufhaus Samaritaine in der Pariser Rue de Rivoli aussehen.

Foto sanaa

mit ein subtiles Wechselspiel mit dem bestehenden Gebäude treten würden. Doch trotz aller gängigen Schlagworte wie „Bewahrung der Identität“, „sanfte Übergänge“ ist unverkennbar, dass die Glaswand unvermittelt auf die Fassaden des siebzehnten Jahrhunderts prallen wird und ihr glänzender fließender Schleier nicht mit dem vertikalem Duktus und den nüchternen Ordnungen der unlie-

genden Hausteinfassaden harmoniert. Schaut man in Richtung Louvre, wirkt das Ganze geradezu als Dissonanz zur weiten Perspektive, den schlichten Arkaden und den gerundeten Bleidächern der Rue de Rivoli, mit denen Percier und Fontaine einst eine neue Typologie eleganter städtischer Wohnhäuser schufen.

Mag der Glas-Magnet auch seine kommerzielle Wirkung kaum verfehlen, so

läutet er doch das Ende einer großen Tradition ein. Er vermag nicht, an die bedeutende architektonische Entwicklung des Pariser Warenhauses anzuknüpfen, und droht die Einheitlichkeit eines Teils des Pariser Zentrums zu sprengen. So bleibt nur die Hoffnung, dass hier kein Paradigma entsteht, das an dieser Stelle die fortschreitende Preisgabe des historischen Stadtbilds einleitet. SABINE FROMMEL

So geht es weiter bis ins tiefste Dunkel

Marbach zeigt seinen neuen Schatz: Kafkas Briefe an die Liebblingsschwester Ottla

„Wenn mich alles in der Welt stören würde – fast ist es so weit, – Du nicht.“ Ein Satz, eine winzige Stelle im umfangreichen Konvolut dieser Handschriften genügt, um zu zeigen, welche Bedeutung im Leben Franz Kafkas seiner jüngsten Schwester Ottla zukam. Man kann diesen Satz, der Vertrauensbeweis und Liebeserklärung zugleich ist, jetzt im Original betrachten, in Kafkas unverwechselbarer Handschrift, auf einem Brief, den er der Schwester am 8. Oktober 1923 aus Berlin-Steglitz schickte. Zusammen mit 137 weiteren Autographen Kafkas gehört das Schreiben zu einer Ausstellung im Marbacher Literaturmuseum der Moderne, mit der das Deutsche Literaturarchiv nicht nur seinen jüngsten und spektakulärsten Neuzugang präsentiert, sondern auch den glücklichen Abschluss einer dramatischen Geschichte feiert, die nahezu tragisch begann und mehr als glücklich endete.

Man muss ja nicht immer gleich von einem Wunder sprechen, aber es war doch deutlich mehr als nur eine freudige Überraschung, als Ulrich Raulf, der Direktor des Deutschen Literaturarchivs, im April verkünden konnte, dass Kafkas Briefe an seine Liebblingsschwester Ottla künftig zum städtischen Konvolut der Marbacher Kafka-Handschriften gehören würden. Soeben noch hatte man befürchten müssen, dass dieser einzigartige Bestandteil der Familienkorrespondenz Kafkas im Schrank eines privaten Sammlers verschwinden könnte, denn weder Marbach noch die Bodleian Library in Oxford, der das Konvolut seit Jahrzehnten als Dauerleihgabe anvertraut war, sahen sich in der Lage, die Handschriften zu erwerben, obwohl die Eigentümer, die Erbgemeinschaft Ottlas, keineswegs überzogene Forderungen gestellt hatten (F.A.Z. vom 24. Januar).

Bei dem Bietgefecht, das sich abzeichnete, als die Erben das Auktionshaus Stargard mit dem Verkauf betrauten, schienen öffentliche Institutionen chancenlos. Das änderte sich, als ein anonymer Förderer auf den Plan trat, eine beträchtliche Summe zur Verfügung stellte und so eine Spendenaktion anstieß, der sich der Bund, das Land Baden-Württemberg und die Kulturstiftung der Länder unverzüglich anschlossen. Die Finanzierung war gesichert, zumal nun auch ein überraschender Vorstoß aus Oxford erfolgte: Die Bodleian schlug den gemeinsamen Erwerb der Handschriften vor und eröffnete damit neue Perspektiven für eine künftige Zusammenarbeit der beiden bedeutenden Institutionen. Damit war nicht nur ein wichtiger, symbolträchtiger Ankauf gesichert, sondern auch ein Schritt in Marbachs wissenschaftspolitische Zukunft gegliedert. Die stärkere Vernetzung auf nationaler wie internationaler Ebene, die der Wissenschaftsrat empfohlen hatte, ist damit eingeleitet. Gleichwohl sollte nicht vergessen werden, dass die Geschichte ohne den Förderer wohl anders ausgegangen wäre. Jetzt liegen die Briefe und Ansichtskarten

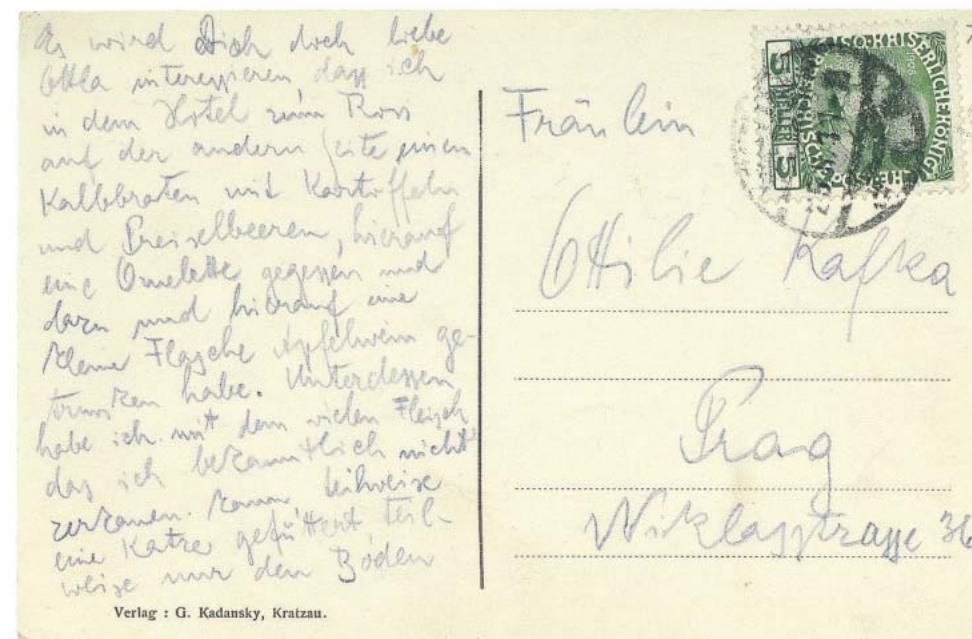
in den Vitrinen im Untergeschoss des Literaturmuseums der Moderne, von den kurzen Urlaubsgrüßen, die der Erstgeborene dem neun Jahre jüngeren Nesthäkchen schickte, aus Riva, Paris, Dresden oder Weimar, bis zu den Briefen aus den letzten Lebensmonaten an der Seite Dora Diamants. Zunächst ist da ein Kafka zu entdecken, wie man ihn kaum kennt: der große Bruder, der die kleine Schwester neckt, Mitbringsel in Aussicht stellt, Antwortschreiben verlangt und dabei scheinbar beiläufig Paradoxe über das Schreiben äußert: „Die Mutter kündigt mir an dass Du mir schreiben wirst. Du wirst es ja nicht tun aber wenn Du es tun wolltest, so tu es nicht, es ist so schwer“ (Riva, 2. Oktober 1913). Gewissenhaft erteilt er Ratschläge, verantwortungsvoll, entschieden und bestimmt in seinen Ansichten. Ausführlich kommentiert er Ottlas Absicht, sich der Landwirtschaft zuzuwenden, erwägt die Auswahl möglicher Referatsthemen und klingt auch hier, als wolle er zugleich das eigene Werk kommentieren: „Die sehr persönlichen Themen sind gewiss die verdienstvollsten schon weil sie die ergiebigsten und kühnsten sind. Sie sind insofern nicht die schwierigsten, weil sie wenig Studium sondern nur Nachdenken voraussetzen, sind aber doch die schwierigsten, weil sie ein fast übermenschliches Maß von Zartheit, Bescheidenheit und Sachlichkeit (und wahrscheinlich noch anderes, was mir gerade nicht einfällt) verlangen.“

Wenig später beginnt der Rollenwechsel, und der große Bruder erbittet sich immer öfter den Rat der lebensstüchtigen Schwester. Schon früh hat er der Vertrauten gegenüber das eigene Verhalten, die Ängste und Lebensfallen dargelegt und kommentiert, etwa, wenn er im Juli 1914 mit Blick auf sein Verhältnis zu Felice Bauer bekennend: „Ich schreibe anders als ich rede, ich rede anders als ich denke, ich denke anders als ich denken soll und so geht es weiter bis ins tiefste Dunkel“. Dann, in einer frühen Vorwegnahme des später an Max Brod gerichteten Wunsches, seine Manuskripte zu vernichten, verlangt er von Ottla, den Brief zu zerreißeln und an die Hühner, „vor denen ich keine Geheimnisse habe“, zu verfütern.

Regelmäßig bittet er die Schwester um „Wege“, wie er die Gefälligkeiten nannte, wenn es galt, Besorgungen zu machen, Bücher und Wäsche in die wechselnden Kurorte und Sanatorien zu schicken oder beim Arbeitgeber, der Arbeiterunfallversicherungsanstalt, wieder einmal um Verlängerung der Freistellung zu bitten. Die Frühpensionierung aus Gesundheitsgründen wird ersehnt und geführt: „Die Anstalt ist für mich ein Federbett, so schwer wie warm. Wenn ich hinauskrüchen würde, käme ich sofort in die Gefahr mich zu verkühlen, die Welt ist nicht geeignet.“ Als im Mai 1920 Kafkas Erzählung „Der Heizer“ in der Zeitschrift „Kmen“ erscheint, erhält die Schwester den Auftrag, zwanzig Exemplare zu kaufen: „Später wird es

nicht mehr zu haben sein und man kann damit billige Geschenke machen.“

Es ist der unverstellte Ton, der die Einzigartigkeit der Dokumente ausmacht: So freimütig wie in den Briefen an seine Liebblingsschwester gibt sich Kafka sonst kaum einmal. Noch intimeren Einblick in das Alltagsleben der Familie Kafka mit ihren Sorgen während der Kriege und der Wirtschaftskrise erlaubt ein kleines Konvolut von weiteren 35 Schreiben an Ottla. Sie stammen überwiegend von der Mutter Julie Kafka und werden ergänzt von neun Schreiben des Freundes Robert Klopstock und drei bewegenden Briefen Dora Diamants, Kafkas letzter Gefährtin. Es handelt sich dabei um eine überraschende



Kafkas Handschrift können auch die Schüler noch gut lesen, die die Marbacher Ausstellung besuchen. Hamburgs Bildungsensator möchte nun aber, dass in den Grundschulen gar keine Schreibrift mehr gelehrt wird, sondern nur noch die Druckschrift.

Foto DLM

Schenkung der Erben, die ihre Freude über den sicheren Verbleib der Handschriften zum Ausdruck brachten und auch die langjährigen Marbacher und Oxforder Bemühungen um Kafkas Werk auf das großzügigste honorierten. Der letzte Brief in den Marbacher Vitrinen wurde erst nach Kafkas Tod geschrieben. Er stammt von Dora Diamant und enthält eine letzte berührende Bitte um einen „Weg“: „Schreib mir doch einmal liebe Ottla, so recht viel und ausführlich. Auch was von Franz. Irgend eine Neuigkeit von ihm, als wenn Du ihn gesprochen hättest. Ich halte es nicht aus, so lange nichts von ihm zu hören.“ HUBERT SPIEGEL

Briefe an Ottla. Von Franz Kafka und anderen. Bis zum 11. September im Literaturmuseum der Moderne, Marbach am Neckar. Zur Ausstellung ist ein Exponatverzeichnis mit Transkriptionen sämtlicher Autographen erschienen. Vom 25. Oktober an ist die Schau in der Bodleian Library in Oxford zu sehen.

Von jetzt an nur noch wie gedruckt

Wollen wir nach der deutschen Schreibrift auch die lateinische verlernen?

Markanter kann die Situation nicht verdeutlicht werden: Als Christian Wulff im vergangenen Jahr zum Bundespräsidenten gewählt war, bekannte er in einem Gespräch, dass er leider die Familienchronik seines Großvaters nicht lesen könne, weil sie in der alten deutschen Schreibrift verfasst sei. So geht es heute vielen Mitmenschen, die nach den späten dreißiger Jahren geboren wurden und diese Schrift – weithin unter dem Namen „Sütterlin“ bekannt – nicht mehr in der Schule gelernt haben. Begegnet man heute in Museen und Ausstellungen Vitrinen mit Schriftstücken, die in deutscher Schreibrift geschrieben sind, und fragt Besucher mittlerer Jahrgänge, ob sie die Texte lesen kön-

nen, so schütteln die meisten verneinend den Kopf. Der Bundespräsident befindet sich also in guter Gesellschaft.

Vor längerer Zeit machte ein peinliches Beispiel die Runde: Deutsche Germanistik-Studenten mussten sich beim Besuch einer wissenschaftlichen Bibliothek in Krakau alte deutsche handschriftliche Dokumente von einem polnischen Professor vorlesen lassen, weil sie selbst zur Entzifferung nicht in der Lage waren. Und so wird es vielen anderen ebenfalls gehen, weil sie weder die von Goethe und Schiller benutzte alte Kurrentschrift noch den jüngeren Ableger, die Sütterlinschrift, lesen können. Vom Schreiben können ganz zu schweigen.

Die Sütterlinschrift, entworfen von dem Berliner Grafiker Ludwig Sütterlin, ist eine Variante der früheren, schräg geneigten Kurrentschrift und im Gegensatz zu ihr senkrecht ausgerichtet. Sie wurde

1924 zunächst in Preußen, später auch in anderen deutschen Ländern als verbindliche Schreibrift eingeführt. Der Unterschied zu den einzelnen Schriftzeichen der Kurrentschrift ist gering. Die Abkehr von dieser Schreibrift erfolgte 1941 unter den Nationalsozialisten, als Konsequenz der Umstellung der Druckschrift von der Fraktur auf die Antiqua. Martin Bormann, Reichsleiter der NSDAP, verkündete in einer Verordnung vom 3. Januar 1941: „Die sogenannte gotische Schrift als eine deutsche Schrift anzusehen oder zu bezeichnen ist falsch. In Wirklichkeit besteht die sogenannte gotische Schrift aus Schwabacher Judenlettern.“ Die lateinische Schreibrift wurde in „Deutsche Normalschrift“ umbenannt.

Diesen mit abstoßender Gesichtsklitterung verkleideten Bruch mit den überlieferten Kulturtechniken charakterisierte die „Süddeutsche Zeitung“ kürzlich als „Hitlers dümmsten Triumph“. Eine gewisse Parallele zeigen die Reformen des türkischen Staatschefs Kemal Atatürk, der nach dem Ersten Weltkrieg die lateinische Schrift an die Stelle der arabischen Schriftzeichen setzte und damit der jungen türkischen Generation den Zugang zum Schriftgut des Osmanenreiches weitgehend verschloss.

Tatendurst

Zentralfigur bei Christie's: Sir Anthony Tennant ist gestorben

Mit seiner mitunter hochmütig wirkenden Statur war Sir Anthony Tennant, Eton-Zögling und Absolvent des Trinity College in Cambridge, ein klassisches Produkt der britischen Oberschicht. Die unternehmerische Kompetenz, die er in den Achtzigern bei der Rehabilitation des Getränkekonzerns Guinness an den Tag legte, entsprach keineswegs diesem Klischee. Womöglich war es gerade Tatendrang, der Tennant zum Verhängnis wurde, als er seine Karriere 1993 mit dem Vorsitz des Auktionshauses Christie's krönte. Dort suchte er in einer Zeit, in der die Preise auf dem Kunstmarkt absackten, nach Wegen, den Aktienwert zu mehren. Es hieß immer, dass die wohlhabenden Herren bei Christie's Gentlemen seien, die sich als Auktionatoren ausgaben, während bei Sotheby's die Auktionatoren so täten, als seien sie Gentlemen.

Der Skandal, der die beiden marktführenden Häuser nach der Jahrtausendwende erschütterte, als sie beschuldigt wurden, in geheimer Absprache beschlossen zu haben, nicht miteinander zu konkurrieren bei den Kommissionen für Verkäufer und Käufer, hat diese Mär ein für allemal widerlegt. Bis heute ist unklar, welche Rolle Tennant in der Affäre spielte. Fest steht, dass er sich mehrfach mit dem damaligen Sotheby's-Vorsitzenden Alfred Taubman zum vertraulichen Gespräch traf. In Taubmans Kalender waren diese Termine vage gekennzeichnet mit Einträgen wie „mögliches Treffen mit einem Gentleman in Londoner Wohnung“. Die beiden Vorsitzenden wurden durch Aussagen ihrer jeweiligen Geschäftsführer belastet. Während Taubman von dem New Yorker Gericht zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt wurde und 7,5 Millionen Dollar bezahlen musste, gelang es dem ebenfalls angeklagten Tennant, sich vor dem Prozess zu drücken, weil Preisabsprachen in England keine Straftat darstellen und die Auslieferung somit nicht erzwungen werden konnte. Er trat jedoch von seinen Ämtern zurück und reiste nie wieder in die Vereinigten Staaten. Am vergangenen Donnerstag ist der für seine Verdienste um die Getränkeindustrie in den Ritterstand erhobene Anthony Tennant im Alter von achtzig Jahren gestorben. GINA THOMAS